

Forschungspraxis als Aushandlung.

Kollaboratives Forschen im Wissen(schaft)sfeld Flucht_Migration

Sarah Nimführ

„I don't feel like a refugee, and I don't feel like a migrant either. I'm just a human being asking for a place to live“, erläuterte Buba Sesay¹ während eines Videotelefonats im Sommer 2018, als wir uns über die Begriffe ‚refugee‘ und ‚migrant‘ für die Bezeichnung der Protagonisten in unserem gemeinsamen Paper austauschten. Nachdem unser Abstract für die Teilnahme an einer Europäischen Migrationskonferenz angenommen worden war, fertigten wir einen (auto-)ethnografischen Beitrag an, der sich mit Im/Mobilitäten von nicht abschiebbaren Geflüchteten im EUropäischen Grenzregime² beschäftigte. Einer der dargestellten Protagonisten war Buba selbst. Im Juli 2015 hatte ich ihn im Rahmen eines Forschungsaufenthaltes in Malta kennengelernt.³ Buba hatte mich von Beginn an in meinem Vorhaben unterstützt und mir den Zugang zu einigen Gesprächspartner*innen ermöglicht. Im Laufe der Jahre etablierte sich ein freundschaftlicher Kontakt zwischen mir und Buba sowie seiner Familie. Auf Initiative von Bubas Frau Emily entstand im Herbst 2017 die Idee, gemeinsam auf die prekäre Lebenssituation von nicht abschiebbaren Personen in Malta und Italien aufmerksam zu machen. Im Verlauf unseres Schreibprozesses handelten wir wiederkehrend aus, welche Begriffe wir wie verwenden und wie wir bestimmte Situationen darstellen und interpretieren wollen. Unter Aushandlung verstehe ich im interaktionslogischen Sinn etwas gemeinsam zu definieren und zu konstruieren.⁴ Dabei werden kollaborativ „im Konflikt oder im Konsens [...] Bedeutungen der Begriffe, die da Gegenstand oder einzelne Teilgegenstände bezeichnen, produziert.“⁵ In diesen Aushandlungen herrscht nicht immer Einigkeit über Erfahrenes, Interpretiertes oder Begriffliches und sie führen nicht immer zu einem gemeinsamen Ergebnis.⁶ Warum also sollten sich Forschende der (zusätzlichen) Herausforderung stellen, kollaborativ zu arbeiten?

Ich habe zum Ziel, dass sich meine wissenschaftliche Arbeit nicht nur auf eine bloße Wissensvermehrung beschränkt, sondern sich emanzipativ in gesellschaftliche Prozesse einmischt sowie selbstreflexiv und machtkritisch in das Wissensfeld Flucht_Migration⁷ hineinwirkt. Es geht mir darum, „Teil einer Wissensproduktion zu werden, die situativ immer wieder Stellung bezieht und dazu beiträgt, auf die Veränderung der Verhältnisse in Richtung soziale Gerechtigkeit hinzuwirken.“⁸ Eine gemeinsame Autor*innenschaft, wie am eingangs erwähnten Beispiel, und das dadurch initiierte Teilen von Deutungsmacht, insbesondere mit unterprivilegierten Personen, stellen für mich Möglichkeiten dar, in den machtpolitischen Diskurs des Grenzregimes einzugreifen, diesen zu kritisieren und Veränderungen anzuregen.

Auf Basis einer gemeinsamen Wissensproduktion mit den Forschungspartner*innen habe ich versucht, die Dichotomie zwischen mir als Forscherin und den Akteur*innen des Forschungsfeldes so weit wie möglich aufzuheben und ein partnerschaftliches Forschenden-Erforschten-Verhältnis zu etablieren. Als Forschungspartner*innen bezeichne ich die Personen, mit denen ich geforscht habe und die dazu bereit waren, mit mir in der Forschung zu interagieren. Damit designiere ich diese nicht als passiv Befragte und betone gleichzeitig, dass Wissensproduktion ein situativer Interaktionsprozess ist, in welchem ‚die Beforschten‘ aktiv an der Wissensproduktion beteiligt waren, wenn auch in anderem Maße als ich als Forschende.⁹

Ich folge Gilles Reckingers Plädoyer, „die Öffentlichkeit, die der Wissenschaft gewährt wird, zu nutzen, um die AkteurInnen, die Subalternen [...] darin zu unterstützen, ihre eigene Stimme hörbar zu machen. Autonom und emanzipiert – auch emanzipiert von uns und unseren Kommunikations- und

Argumentationskanälen.“¹⁰ Ich bemühte mich, insbesondere geflüchtete Forschungspartner*innen aktiv in den Forschungsprozess einzubinden, um ihre Stimmen hörbar(er) zu machen. Während des Forschungsprozesses stand ich aber auch vor der Frage, ob ich dies trotz aller Bemühungen angesichts der Komplexität der Machtverhältnisse in der Forschungsbeziehung überhaupt einlösen kann. Der Kulturanthropologe Joshua Hatton verweist in diesem Kontext auf die strukturelle Unmöglichkeit einer wissenschaftlich-aktivistischen Haltung, wenn gleichzeitig wissenschaftliche Projekte und Publikationen aufgrund von notwendiger Lohnarbeit betrieben werden.¹¹ In diesem Beitrag werde ich fünf Kollaborationsformen, die im Rahmen meines Dissertationsprojekts Anwendung fanden, sowie ihre Herausforderungen vorstellen und diskutieren. Dabei reflektiere ich die Strukturen und Machtverhältnisse, unter denen sich die Kollaborationsprozesse konstituierten.

Gemeinsames Deuten und Erheben

Während der Forschungsaufenthalte hielt ich meine Erlebnisse, Eindrücke und Beobachtungen in einem Forschungstagebuch fest. Meistens notierte ich Beobachtungen und Gesprächsinhalte unmittelbar in der jeweiligen Interaktionssituation. Dass ich mir offen Notizen in mein Tagebuch machte, erregte in einigen Fällen auch das Interesse meiner Gesprächspartner*innen.

An einem Nachmittag im Oktober 2015 saß ich im Aufenthaltsraum eines Open Centers, das übergangsweise hauptsächlich Familien und alleinstehenden Frauen mit und ohne Kindern eine Unterkunft bot. Der Aufenthaltsraum war mit einem großen Tisch und Stühlen sowie einem schon in die Jahre gekommenen Sofa ausgestattet. Ich saß mit meinem Forschungstagebuch am Tisch und wartete auf Gesprächspartner*innen. Die

Leitung des Open Centers hatte den Bewohner*innen bereits im Vorfeld meinen Besuch angekündigt. Zunächst kamen nur zögerlich Personen in den Aufenthaltsraum, da sie die Motive meiner Anwesenheit nicht einschätzen konnten. Basra setzte sich auf den Stuhl neben mir und wir kamen ins Gespräch. Ich machte mir zwischendurch Notizen, was sodann immer wieder im Mittelpunkt des weiteren Gesprächs stand: „You have to write this down“, sagte sie und diktierte mir in langsamen Worten, was ich aufschreiben sollte. Zwischendurch versicherte sie sich immer, ob ich auch alles notiert hatte. Dereje, den ich am selben Tag im Open Center kennenlernte, reichte das absichernde Fragen hingegen nicht. Er schaute mehrmals auf meine beschriebenen Seiten und las sich genau durch, was ich notiert hatte. „Can I restructure this a bit?“, fragte er mich und zeigte auf ein Akteursdiagramm, das ich auf eine Seite gezeichnet hatte. In ovalen Kreisen hatte ich verschiedene Akteur*innen dargestellt, wie z. B. ‚Open Center Management‘, ‚residents‘, ‚NGO 1‘, ‚NGO 2‘ etc., und diese mit verschiedenen Pfeilen und Strichen netzwerkartig verbunden. Ich war zunächst verunsichert, gab Dereje dann aber doch meinen Stift. Er fügte Pfeile ein und notierte Schlagworte neben die Akteur*innen. Seine Ergänzungen verdeutlichten mir aus seiner Perspektive die Beziehungen zwischen den einzelnen Akteur*innen. Mit der Beschriftung „no trust“ auf einem Doppelpfeil bewertete er die Beziehung zwischen den Bewohner*innen des Open Centers und dem Management als von beidseitigem Misstrauen geprägt.

Ausgelöst durch die Begegnungen und Initiativen des Mit- und Beschreibens von Basra und Dereje, entschied ich mich während des Forschungsprozesses dazu, interessierte Gesprächspartner*innen mitlesen und mitkommentieren zu lassen. So fanden sich in meinem Forschungstagebuch nicht nur meine Notizen, sondern vereinzelt auch Kommentare und Ergänzungen meiner Gesprächspartner*innen sowie Zeichnungen der Kinder, mit deren Eltern ich ein Gespräch führte. Das gemeinsame Be-Schreiben¹² meines Forschungstagesbuches sehe ich als eine Form kollaborativer Wissensproduktion,

das auch mit einem Teilen der Deutungsmacht einhergeht. Allerdings lassen sich die Machtverhältnisse trotz meiner Bemühungen nicht vollends auflösen. Denn für die Analyse und Verschriftlichung entschied ich am Ende allein, welche Notizen und Kommentare der Forschungspartner*innen ich verwendete und wie ich diese interpretierte.

Rückspielen der Ergebnisse ins Feld

Ein weiterer Versuch, Deutungsmacht zu teilen, stellte das Rückspielen von (Zwischen-)Ergebnissen ins Feld dar. Während meiner Forschungsaufenthalte engagierte ich mich aktiv als Freiwillige einer internationalen Hilfsorganisation in Malta, die Geflüchteten Beratungs- und Unterstützungsangebote unterbreitete. Die gemeinsame Arbeit, aber auch geteilte Werte und Ideen ermöglichten eine kollaborative Forschungspraxis mit den Mitarbeiter*innen. Als im Sommer 2016 die Einreichung meines ersten Artikels¹³ bevorstand, entschloss ich mich, meine Interpretationen vor der Einreichung zur Diskussion zu stellen. Da die Hilfsorganisation mich sehr bei meiner Forschung unterstützte und mir auch viele Kontakte besonders zu institutionellen Akteur*innen ermöglichte, war es mir wichtig, sie vor Veröffentlichung meiner ersten Zwischenergebnisse miteinzubeziehen. Ich sandte also meinen Beitragsentwurf an den Teamleiter sowie an zwei weitere Mitarbeiter*innen, mit denen ich in den vorherigen Forschungsaufenthalten intensiver zusammengearbeitet hatte.

Nach der Lektüre meines Beitrags meldete sich der Teamleiter mit der Nachricht zurück, dass er in meinem Text keine klare Abgrenzung zwischen meiner Rolle als Forscherin sowie als ehrenamtlich Mitwirkende sehe und dies eine schärfere Abgrenzung benötige. Die Hilfsorganisation befürchtete, dass es so aussehen könnte, als dass sie ihre Position und ihren Zugang zu Geflüchteten missbrauchen, wenn sie Freiwilligen ermöglichen, im Rahmen der Freiwilligenrolle innerhalb der NGO einem externen Interesse zu folgen. Speziell ein Absatz in meiner Einleitung würde einer Überarbeitung bedürfen, um die Hilfsorganisation nicht in Schwierigkeiten zu bringen. Ich glich meinen Absatz mit dem Formulierungsvorschlag der

Hilfsorganisation ab. Tatsächlich beinhaltete mein Text eine gewisse Zweideutigkeit, die ich darauf zurückführte, dass Englisch nicht meine Erstsprache ist und ich deshalb vermutlich die falschen Worte bzw. den falschen Wortlaut gewählt hatte. Ich nahm den überarbeiteten Absatz auf, um das Vertrauensverhältnis zwischen der Hilfsorganisation und den sie fördernden staatlichen Institutionen nicht durch meine Forschung bzw. Publikation zu gefährden. Gleichzeitig veranlasste mich dieses Ereignis zu reflektieren, ob ich meine Position als Forscherin richtig artikuliert und mich in meinen Rollen als Forschende und Freiwillige adäquat verhalten hatte. Im weiteren Forschungsverlauf verhalf mir diese Selbstreflexion sensibler gegenüber den Forschungspartner*innen zu werden, um eine gemeinsame Handlungsfähigkeit herzustellen. Der Migrationsforscher Jochen Oltmer merkt in diesem Kontext an, dass die „Dynamik des Prozesses nicht unterschätzt werden“ sollte und es wichtig sei, „die Frage nach Hegemonie, Macht- und Herrschaftsverhältnisse [sic] (und ihre Bedeutung für Prozesse des Aushandelns)“¹⁴ zu stellen. Denn je nach Ausstattung von Handlungsmacht der beteiligten Akteur*innen sind manche Ergebnisse des Aushandlungsprozesses wahrscheinlicher als andere. Das heißt, ein gemeinsames Aushandeln ist überhaupt nur dann möglich, wenn ich bereit bin, meine Deutungshoheit als Forscherin zu teilen und die Möglichkeit zulasse, andere Auslegungen und Formulierungen aufzunehmen. Besonders herausfordernd gestaltete sich dies beim gemeinsamen Anfertigen von Artikeln und Buchkapiteln mit geflüchteten und nicht-geflüchteten, sowie mit akademisch und nicht akademisch-verorteten Forschungspartner*innen, wie ich im folgenden Abschnitt aufzeigen werde.

Gemeinsame Autor*innenschaft

Eine dritte Form der Kollaboration stellt die gemeinsame Autor*innenschaft mit Forschungspartner*innen dar. Bis zur Fertigstellung dieses Beitrags habe ich vier kollaborative Texte mit verschiedenen Forschungspartner*innen verfasst, die sowohl in Sammelbänden als auch in peer-reviewed Journals veröffentlicht wurden.¹⁵ Je nach Möglichkeiten der